

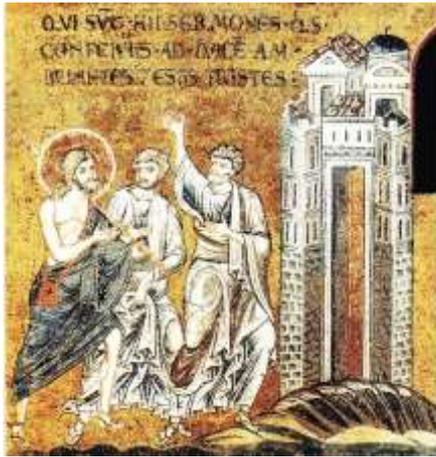
Andreas Marti

La présence de l'absent –

**theologische, liturgische
und musikalische Reflexionen**

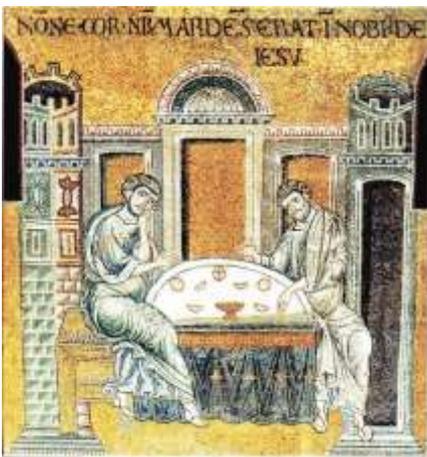
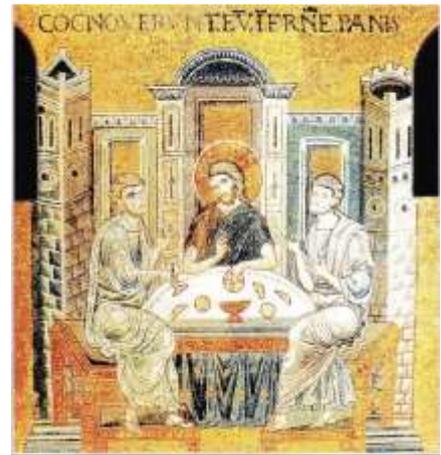
Abschiedsvorlesung an der
Theologischen Fakultät der Universität Bern,
gehalten am 24. Februar 2016

Sonderbeilage zur Zeitschrift „Der Singstudent“
Frühjahrssemester 2016



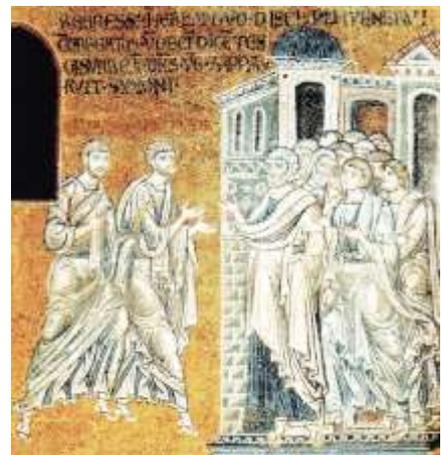
«Und es geschah, während sie miteinander redeten und sich besprachen, dass Jesus selbst sich zu ihnen gesellte und sie begleitete. Doch ihre Augen waren gehalten, so dass sie ihn nicht erkannten.» (Lk 24, 15 f.)

«Und es geschah, als er sich mit ihnen zu Tisch gesetzt hatte, dass er das Brot nahm, den Lobpreis sprach, es brach und ihnen gab. Da wurden ihnen die Augen aufgetan, und sie erkannten ihn.» (Lk 24,30-31a).



«Und schon war er nicht mehr zu sehen. Und sie sagten zueinander: Brannte nicht unser Herz, als er unterwegs mit uns redete, als er uns die Schriften aufschloss?». (Lk 24,31b-32)

«Und noch zur selben Stunde standen sie auf und kehrten nach Jerusalem zurück und fanden die elf versammelt, welche zu ihnen gehörten.» (Lk 24,33)



Präludium: «Brannte nicht unser Herz?»

Vor einigen Jahren bin ich im Dom von Monreale auf Sizilien lange vor dieser Bildfolge stehen geblieben (im nördlichen Seitenschiff, wenn ich mich richtig erinnere). Vor allem der Wechsel vom zweiten zum dritten Bild hat mich getroffen: Die Anordnung ist dieselbe: die beiden Jünger, das Brot, der Becher – nur fehlt jetzt der Auferstandene. «Nonne cor nostrum ardens erat – brannte nicht unser Herz?». Aufschlussreich ist die Geste des Jüngers auf der rechten Bildseite des dritten Bildes: eine Hand weist auf den leeren Platz, die andere auf das Brot, während der Jünger links in noch einer Haltung der Trauer den Kopf in die Hand stützt.

Aus der erzählten Geschichte wird damit die Modellszene der Christus-Anamnese. Die Eucharistie wird begründet in demselben Moment, wo Jesus nicht mehr physisch präsent ist: Sie ist nun gerade die Feier des Abwesenden, der im Nachvollzug seines Handelns als anwesend erfahren, als anwesend geglaubt wird. So könnte es durchaus sein, dass die Emmausgeschichte als Ursprungsszene für die Eucharistie gleichwertig neben die synoptischen Passionserzählungen zu setzen ist. Entsprechend hatten wir sie in der Deutschschweizer Liturgiekommission bei der Arbeit an der Taschenausgabe ursprünglich sogar als zweites Formular für die Abendmahlsfeier vorgesehen. Das war kirchen- und liturgiepolitisch nicht realisierbar – immerhin ist dieses Feiermodell dann auf der Website zugänglich gemacht worden.

Verehrter Herr Dekan, verehrte Damen und Herrn Professorinnen und Professoren, Dozentinnen und Dozenten, Assistentinnen und Assistenten, Studentinnen und Studenten, liebe Kolleginnen und Kollegen aller Sparten, liebe Gäste, Freundinnen und Freunde – nach dem ikonographischen Präludium will ich Ihnen nun die gebührende Introduction zu meiner Abschiedsvorlesung nachliefern. Sie beginnt mit dem respektvollen und herzlichen Dank an die Theologische Fakultät, die eine solche Veranstaltung anberaumt hat, obschon sie mir von meinem Status her gar nicht zustehen würde. Mit großer Freude habe ich diese Einladung angenommen, mich mit einer Bilanz zu verabschieden, die für mich schon fast eine Schlussbilanz, für mein Fach – Kirchenmusik an der theologischen Fakultät – hoffentlich trotz allem eine Zwischenbilanz ist.

Ich bin Ihnen eine Erklärung zum Titel schuldig. Warum französisch? Obschon deutschsprachig aufgewachsen, hatte ich schon in meiner Jugend einen starken Hang zu dieser Sprache, las später viel – und nicht nur Seriöses –, brauchte das Französische immer wieder auch beruflich, in Administration und Unterricht, und verwende es heute vor allem im privaten Bereich. Gegenüber der oft unerbittlichen Präzision der deutschen Sprache lässt es mehr Möglichkeiten der Mehrschichtigkeit offen, von Mehrdeutigkeiten (manchmal auch Zweideutigkeiten ...), Assoziationen und Wortspielen. So ist es auch hier – der Gleichklang von «absence» und «présence» ist im Deutschen so elegant nicht zu haben, auch nicht die Balance des zeitlichen und des örtlichen Aspekts von «présence». Dann: ist «l'absent» *das* Abwesende oder *der* Abwesende? Den älteren unter Ihnen ist inzwischen vielleicht ein Vorlesungstitel eingefallen. Er

lautet: «Gottes Abwesenheiten», und das war die Abschiedsvorlesung meines hoch verehrten Doktorvaters Gottfried Wilhelm Locher, gehalten heute vor ganz genau 38 Jahren, am 24. Februar 1978. Daran will ich anknüpfen und Gedanken und Erfahrungen aus meiner theologischen und musikalischen Biographie damit verbinden. Dies wird nicht in derselben strengen systematischen Ordnung des professionellen Systematikers geschehen, sondern in einer Art Mosaik, einer «Juxtaposition», wie sie die US-amerikanische «liturgical theology» für liturgische Elemente fordert. In den Zwischenräumen des Nebeneinanders die Bedeutungen nicht nur zu entdecken, sondern selbst zu schaffen, wird demzufolge zu einem Gutteil Ihre Aufgabe beim Zuhören sein.

Christlicher Agnostizismus

Beginnen wir mit einem – fahrlässig kurzen – Blick auf Gottfried Wilhelm Lochers Vorlesung.¹ Die in der traditionellen Dogmatik – notwendigerweise – behauptete Allmacht und Allgegenwart Gottes kollidiert in furchtbarer Weise mit der Realität der Welt. «Wie kann man in einer solchen Welt an Gott glauben?» Locher stellt die Gegenfrage: «Wie kann man es in einer solchen Welt aushalten, ohne an Gott zu glauben?»² Den Schlüssel zum Umgang mit dem prinzipiell unlösbaren Problem sieht er in der Verschiebung einer griechisch-statisch gefassten «Anwesenheit» hin zur biblisch-dynamischen des «Kommens» und im Reden vom «Reich Gottes», das zur Veränderung der Realität führen will. Dass Religion Privatsache sei, ist eine Irrlehre; sie hat fundamental mit der Welt zu tun. Hier erweist sich Lochers Denkweise als zutiefst politisch; es spricht der progressive Universitätsrektor des Jahres 1968, und es spricht der Zwingliforscher, der im Politischen, in der Sorge um die Eidgenossenschaft ein Hauptmotiv der zwinglischen Reformation erkannt hat.

Dieser politische Zungenschlag hat im kirchlichen Diskurs der letzten Jahrzehnte nachgelassen. Die gesellschaftliche Ebene hat Konkurrenz bekommen durch die Beziehungsebene, dann nochmals durch die Frage nach der gefährdeten Identität.

Das lässt sich am «Neuen Geistlichen Lied» ablesen, teils in der Produktion, jedenfalls aber in der Rezeption. Da geht es vom politischen «Anderen Osterlied» von Kurt Marti – «Das könnte den Herren der Welt ja so passen»³ – über das beziehungsorientierte «Wie ein Fest nach langer Trauer»⁴ zu «Meine engen Grenzen»⁵ (das zwar etwas älter ist, aber diese Entwicklung vorweggenommen hat).

¹ Gottfried Wilhelm Locher: Gottes Abwesenheiten. Abschiedsvorlesung vor der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Bern am 24. Februar 1978. In: Reformatio 27. Jg. 1978, S. 197-204.

² Ebd. S. 199.

³ Text: Kurt Marti 1970, Melodie: Peter Janssens 1970. Gesangbuch für die evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz (Reformiertes Gesangbuch RG) Nr. 487.

⁴ Text: Jürgen Werth 1988, Melodie: Johannes Nitsch 1988. rise up plus. Ökumenisches Liederbuch. Luzern/Basel/Zürich 2015, Nr. 167.

⁵ Text: Eugen Eckert 1981, Melodie: Winfried Heurich 1981. rise up plus Nr. 60.

«Such den gottverlassenen Bruder – damit beginnt Gottes Rückkehr.»⁶ So schließt Locher seine Überlegungen. Diese – bei allen Vorbehalten – recht zuversichtliche Conclusio behält zwar ihre Gültigkeit, verliert aber in den Aporien der Gegenwart an Deutungskraft. Nachzulesen ist dies im Liedtext von Arnim Juhre und Kurt Marti «Manchmal kennen wir Gottes Willen, manchmal kennen wir nichts.»⁷ Auf die drei Strophen des Nichtwissenkönnens («Manchmal kennen / sehen / spüren wir» bzw. eben «nichts») folgt eine vierte, die von der Wahrnehmung zur Aktion übergeht, aber den Weg in die Orthopraxie, ins richtige Handeln anstelle des nicht oder nicht mehr möglichen richtigen Glaubens oder gar Wissens, sogleich versperrt: «Manchmal wirken wir Gottes Frieden, manchmal wirken wir nichts.»

Es führt kein Weg in die zweifelsfreie Gewissheit. Es wäre der Irrweg in den Fundamentalismus, der meint, wissen zu müssen anstatt Glauben zu wagen.⁸ Paul Tillich hat darum von der Rechtfertigung des Zweiflers gesprochen, und Gottfried Wilhelm Locher hat festgestellt: «Indem der Glaube sich selbst gegenüber seine Anfechtungen ehrlich austrägt, bezeugt er sich oft überzeugender, als wenn er Apologetik treibt.»⁹

Müsste dies nicht am Ende auf einen christlichen Agnostizismus hinauslaufen, wörtlich verstanden: «a-gnosis» – das «Nicht-Kennen», das seine Erkenntnisbruchstücke ausgerechnet von der sonderbaren Gestalt des Jesus aus Nazareth bezieht: geboren unter dubiosen Umständen, mit einer unsteten Biographie abseits einer geordneten Familie, voller zweifelhafter Kontakte, schließlich als Verbrecher hingerichtet. Das Christentum hätte wahrhaftig das Zeug zur «Metareligion» gehabt, wie Konrad Hummler in seiner Kolumne in der «Sonntagszeitung» vom 27. Dezember 2015 festgestellt hat.

Das Leiden an der «Agnosis» muss mit Leidenschaft ausgehalten werden, muss permanente Religionskritik einschließen, ein bequemes Einrichten in ausgewogenen Gottesbildern und in den diversen «Spiritualitäten» verhindern, die häufig lediglich religiös aufgeladene Psychowellness sind. Darum postuliere ich Kirchenasyl für die Religionskritik.

Präsenz in der Liturgie

Ich knüpfe nun wieder an beim ikonographischen Präludium und zitiere den ersten Satz der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils: «In der Liturgie, besonders im heiligen Opfer der Eucharistie, vollzieht sich das Werk unserer Erlösung».¹⁰ Ich riskiere eine protestantische Übersetzung des Traditionsbegriffs «Erlösung» und will sie als Überwindung der heillosen Gottferne zu verstehen, als die Dialektik der «présence de l'absent»: Wir feiern in der Eu-

⁶ Locher, a.a.O. S. 204.

⁷ RG Nr. 832.

⁸ Vgl. Rolf Bossart: Religion ist da, um bearbeitet zu werden. In: Die Wochenzeitung Nr. 52/2015, 24. Dezember 2015. Dossier, S. 20 f.

⁹ Locher, a.a.O., S. 200.

¹⁰ Karl Rahner/Herbert Vorgrimler: Kleines Konzilskompodium. Freiburg i.Br. 1966, S. 51.

charistie die Gegenwart des Abwesenden, und die Feier hat – wie in der Emmaus-Darstellung in Monreale – gerade da begonnen, wo aus dem Anwesenden der Abwesende geworden ist. Aus reformierter Sicht ist der Einsatz bei der Eucharistie zugleich einzuschränken und auszuweiten: einzuschränken, weil wir die katholischen Stufungen der Sakramentalität bis hin zur Konzentration der Gegenwart des Leibes Christi im Brot nicht mitvollziehen wollen und können, auszuweiten, weil jedes Zusammenkommen von Christinnen und Christen Ort und Signum der Präsenz ist, die uns verheißen, aber nicht im rituellen Vollzug verfügbar ist: «Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.»¹¹

Der Gemeinde ist damit die Aufgabe gestellt, den als anwesend zu feiern, den sie immer wieder als den Abwesenden erfährt. Darum muss die Liturgie Präsenz und Absenz gleichermaßen darstellen, muss mit Präsentem auf das Nichtpräsente, den Nichtpräsenten hinweisen, mit Worten das Nichtsagbare ausdrücken oder doch umschreiben, mit Bildern das Unvorstellbare vor Augen stellen, mit Klängen dem Unhörbaren Raum geben.

In diesem Zusammenhang ist an die religionsgeschichtlich fundierte Formulierung von Manfred Josuttis zu erinnern, der von der Synchronie und Syntopie im Gottesdienst gesprochen hat, der Gleich-Zeitigkeit und Gleich-Ortigkeit, dessen, was nicht in derselben Zeitdimension, nicht in derselben Raumdimension zu verorten ist.¹²

Den abwesenden Gott spricht das Gebet als den anwesenden aus, so im 22. Psalm, den Jesus am Kreuz gebetet hat: «Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen». Gott ist fern, ist weggegangen, aber er ist ansprechbar, und der zweite Teil des Psalms wendet sich bekanntlich ins vertrauensvolle Dankgebet – wenn Jesus am Kreuz den Anfang des Psalms gebetet hat, hat er um diesen zweiten Teil auch gewusst. Die Rede von der Gottverlassenheit Jesu am Kreuz muss von da her in Frage gestellt oder doch dialektisch verstanden werden.

Das Gebet spricht – umgekehrt gesehen – den anwesenden, ansprechbaren Gott als den zugleich abwesenden, unfassbaren an, so etwa der Beginn von Psalm 83: «Gott, sei nicht stumm, schweige nicht und ruhe nicht, Gott».

Daraus ergeben sich Folgerungen für die Gestaltung der Liturgie. Weil sie – diachron – in der Figur der Anamnese, der Vergegenwärtigung oder der zwinglischen «Wiedergedächtnus» Vergangenes gegenwärtig macht, weil sie – synchron – den Abwesenden als den Anwesenden feiert, stellt sie Gegenwart, Gegenwärtigkeit, Präsenz in gesteigerter, qualifizierter, konsequenter Gestalt dar. Die liturgischen Traditionen stellen diese Präsenz in unterschiedlicher Weise dar: In den Elementen der Eucharistie, im Lautwerden des Wortes des Evangeliums, im hermeneutischen Prozess der Predigt, im Vollzug der Feier, in der Gemeinde als dem Leib Christi, im Wirken des Geistes. Kirchenlieder besingen diese örtliche und zeitliche Gegenwart explizit: «Liebster Jesu, wir sind hier,

¹¹ Mt 18,20.

¹² Vgl. Manfred Josuttis: Der Weg in das Leben. München 1991, S. 105.

dich und dein Wort anzuhören. ... Lass die Herzen von der Erden ganz zu dir gezogen werden»: In der Gleichzeitigkeit und Gleichortigkeit der qualifizierten Präsenz kommen sich Erde und Himmel nahe. «Da berühren sich Himmel und Erde».¹³

Der Gottesdienst als Ort und Zeit gesteigerter, maximaler Präsenz – da muss uns auch das (urheberrechtlich geschützte!) Schlagwort von der «Liturgischen Präsenz»¹⁴ einfallen, in diesem Falle bezogen auf die qualifizierte Art, wie liturgische Akteurinnen und Akteure als Personen und als Rollenträger präsent sind. In der Musikausbildung sprechen wir von «Bühnenpräsenz» als einer für die künstlerische Praxis wichtigen Qualifikation, und dass ein Theatermann die «liturgische Präsenz» erfunden hat und instruiert, ist kein Zufall. Theologisch ist das ohne Zweifel zu wenig, und es wäre auch hier über Parallelen und Unterschiede zwischen Theater und Gottesdienst zu sprechen, wie es im Zusammenhang mit der «liturgischen Präsenz» und im Kontext des Begriffs der «Inszenierung» ausführlich geschehen ist.¹⁵

Präsenz in Musik und Gesang

Als Qualitätskriterium kann die «Präsenz» aber durchaus dienen. Die gesteigerte, radikale Gegenwärtigkeit muss für Personen, Medien und Handlungen gelten. Die in der katholischen Liturgie seit Pius X. 1903 postulierte «*actuosa participatio*» der Gemeinde, die in der Liturgiereform nach dem 2. Vatikanischen Konzil zum Leitmotiv geworden ist, stellt im Grunde nichts Anderes dar, besonders, wenn wir die vollständige Formulierung einbeziehen: «*pia, plena, conscia et actuosa participatio*», andächtige, volle, bewusste und tätige Teilnahme: ein Anwesendsein, das keine Vorbehalte macht, das aus der Zuschauerrolle ins Handeln ruft. Dass der Gemeindegesang das bevorzugte Mittel der «tätigen Teilnahme» ist, hat zunächst den pragmatischen Grund, dass sich im gemeinsamen Ton und Rhythmus die gemeinsame Aktion besser und eindeutiger erreichen lässt als bei jedem anderen Handeln. Der Grund liegt zugleich tiefer. Gegenüber dem Sprechen beansprucht uns das Singen in viel größerer Breite und Tiefe: Der ganze Körper ist Resonanzraum, die physische Präsenz wird konkret spürbar. Wer singt, fühlt sich physisch in intensiverer Weise selbst; wer mit Anderen singt, teilt mit ihnen Raum und Zeit, kommt zugleich zur gesteigerten eigenen wie zur gemeinsamen Präsenz.

Das Postulat der vorbehaltlosen, vollen Präsenz heißt aber beispielsweise auch, dass die Verwendung von vorher aufgezeichneter Musik problematisch ist, weil sie nicht im Moment von physisch anwesenden Menschen gespielt und gesungen wird. Tonaufnahmen führen aus der Gegenwärtigkeit des liturgischen Vollzugs hinaus und sind deshalb nur unter sorgfältig einzuschränkenden Bedingungen sinnvoll verwendbar.

¹³ Text: Thomas Laubach 1989, Melodie: Christoph Lehmann 1989. *rise up plus*, Nr. 2.

¹⁴ Thomas Kabel: *Handbuch Liturgische Präsenz. Zur praktischen Inszenierung des Gottesdienstes*. Bd. 1, Gütersloh 2002.

¹⁵ Vgl. David Plüss: *Gottesdienst als Textinszenierung*. Zürich 2007, bes. S. 86-110

Nun ist aber mit der radikalen Präsenz nicht eine banale Beschränkung auf die Gegenwart verbunden; sonst wäre ja die als wesentlich postulierte Dialektik von «présent» und «absent» zerstört. Handlungen, Elemente, Medien müssen über die platte Gegenwärtigkeit hinausweisen, das Abwesende, den Abwesenden repräsentieren. Sprache, die nur Fakten benennen und linear argumentieren will, bleibt flach und leer. Sie braucht die Poesie, die literarische Gestalt, die einen nie ausschöpfbaren Bedeutungsüberschuss offenhält, sie will und muss darauf verzichten, restlos verstanden zu werden. Es kommt dazu die Symbolik in Architektur und Bild, und es kommt natürlich die Musik, die sich dem argumentierenden, faktenorientierten und gleichsetzenden Verstehen fundamental entzieht. Sie ist ein deutliches Abbild der Dialektik von Präsenz und Abwesenheit: Als immaterielle Gestalt füllt sie trotzdem den Raum wie keine andere Kunst. Sie ist unausweichlich präsent und zugleich als Materie nicht greifbar, flüchtig.

Hinter diese Beschreibung zurückzugehen, eine Begründung für die Musik oder die Kunst überhaupt zu formulieren, scheint mir zunehmend ein aussichtsloses Unterfangen zu sein. Natürlich kann man wie Luther auf die Argumentation mit der Schöpfungsgabe greifen, aber letztlich ist es doch wohl eher so, dass die Kunst eine nicht weiter begründbare Grundgegebenheit der *Conditio Humana* ist, in dieser Unbegründbarkeit und Unbeweisbarkeit vergleichbar mit den großen Dimensionen der Existenz: mit der Liebe in all ihren Facetten und Spielarten, mit Gott, der weder zu beweisen noch zu widerlegen ist, auch mit dem Tod, der zwar nicht zu bezweifeln ist, der aber als der eigene Tod ja auch nicht im Bereich der Erfahrung liegt. Nicht dass jetzt eine romantisch-idealistische Göttlichkeit der Kunst behauptet werden soll; es geht um eine strukturelle Analogie des Umgangs mit dem Unbegründbaren, des Redens vom Unsagbaren, oder es geht gerade umgekehrt um das Aushalten der Sprachlosigkeit, des Lebenkönnens mit unbeantwortbaren Fragen, des Umgangs mit unlösbaren Problemen.

An dieser Stelle muss ich im Sinne einer Zwischenbemerkung auch mein Unbehagen über die von den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn lancierte Kampagne «Kirche 21» loswerden. Sie steht unter dem Motto «Fragen stellen – Antworten finden – Kirche sein». Dabei wäre es ja gerade die Stärke der Kirche, als vielleicht einzige Institution das Leben mit den unbeantworteten und unbeantwortbaren Fragen zu lehren. Das muss sich beispielsweise in zugespitzter Weise zeigen angesichts von schlimmen Todesfällen oder von Katastrophen, wo es nur bedrängende Fragen und keine Antworten gibt und gerade dies in Trauerfeiern Gestalt gewinnen muss.

Für Antworten ist die Beratungsindustrie zuständig, und auch der religiöse Fundamentalismus lockt mit der Antwort auf alle Fragen, die letztlich den vertrauensvollen Glauben durch ein absicherndes Wissenwollen ersetzt.

Kasualfeiern

Kommen wir zurück zur «Präsenz»: Spezielle Präsenzfragen stellen sich in der Gestaltung von Casualfeiern – ich greife hier auf meine Beobachtungen aus gegen dreitausend an der Orgel gespielten Trauerfeiern, einigen hundert Trauungen und vielen Taufen im Sonntagsgottesdienst zurück. Längst ist es obligatorisch, dass das Ja-Wort, der Ringwechsel, der Brautkuss fotografisch oder videografisch festgehalten wird, wenn irgend möglich auch der Taufakt. Ob es bei der Beisetzung der Urne oder beim Absenken des Sarges auch schon so weit ist, weiß ich nicht – ich warte ja auf der Orgelbank, bis die Gemeinde vom Friedhof kommt – aber wundern würde es mich nicht. Das Unbehagen gegenüber dem Fotografieren an Trauungen und Taufen begründet man vordergründig und begreiflicherweise mit der Störung durch umherlaufende Fotografen, Tanten und Großväter. Es liegt aber wohl tiefer: Wenn diese besonderen, hervorgehobenen rituellen Momente technisch reproduzierbar werden, verlieren sie ihre kompromisslose einmalige Gegenwärtigkeit. Es ist ein bisschen wie mit der Musik: Warum müssen wir Konzerte mitschneiden? Können wir nicht mehr akzeptieren, dass Musik erklingt und dann vorbei ist, so wie unser Leben einmal vorbei sein wird? Können wir die Vergänglichkeit nicht mehr aushalten, die doch dem gegenwärtigen Augenblick eine unüberbietbare Qualität der Präsenz in seiner Einmaligkeit verleiht?

Bei den Trauerfeiern hat sich in den letzten Jahren etwas verschoben, das ich unter dem Titel «Anwesenheit des abwesenden Verstorbenen» zu interpretieren versuche. In der Kirche, in der ich regelmäßig an Trauerfeiern spiele, ist es jetzt fast unausweichlich, dass eine Art Gedenkaltar aufgebaut wird, mit Teelichtern, Rosenblättern und vor allem einem aufgestellten Bilderrahmen mit einem Foto des oder der Verstorbenen. Dazu kommt, dass Lebenserinnerungen einen immer größeren Raum in der Feier einnehmen, mit Lieblingsmusik, mit Anekdoten, mit Briefen von Hinterbliebenen an den fiktiv als anwesend gedachten Verstorbenen, nicht selten leider auch so, dass anstelle der Predigt (die dann auch bloß als «Besinnung» oder ähnlich bezeichnet wird) ein weiterer Durchgang durch die Biographie tritt, garniert mit einigen im besten Fall biblischen Weisheiten, im schlechteren mit den «Spuren im Sand», dem «Schiff am Horizont» oder einigen Sätzen Antoine de Saint-Exupéry. Aus der Abschiedsfeier, aus der liturgischen und geistlichen Verarbeitung der Trennung, der Abwesenheit, wird so unterschwellig die Behauptung der immer noch wirksamen Anwesenheit. Beides lässt sich im Prozess von Abschied und Trauer bekanntlich nicht sauber trennen, aber wenn eines das andere verdrängt oder überblendet, geschieht etwas, das kaum der seelischen Gesundheit zuträglich sein kann.

Hymnologie im Theologiestudium

Nach diesem Exkurs in mein Organistenleben soll nun noch ein weiterer folgen, nämlich ins Gebiet meiner Lehrtätigkeit. Wie Sie wissen, wird mein Lehrauftrag «Kirchenmusik» nicht mehr kontinuierlich vergeben, so dass niemand

mehr permanent für dieses Gebiet zuständig sein wird. Das hat einmal die äußere Folge, dass meine hymnologische Bibliothek, Gesangbücher und Gesangbuchfaksimile, Quellenausgaben und Sekundärliteratur, nicht an die Universität transferiert werden können. Es handelt sich um die bestausgerüstete hymnologische Arbeitsbibliothek der Schweiz, und ich werde bei mir in der Wohnung eine Arbeitsstelle einrichten für Leute, die sich auf diesem Gebiet qualifizieren wollen. Danach wird sie dereinst an eine dergestalt qualifizierte Person weitergehen und so als hymnologischer Arbeitsort erhalten bleiben.

Dann aber hat es Folgen für das Theologiestudium, die ich nicht ganz *sine ira et studio* darstellen kann. Zwar dürfen wir davon ausgehen, dass die einzeln vergebenen Lehraufträge von hoher Qualität sein werden, aber die Randständigkeit des Faches wird sich mit der Vereinzelung tendenziell verstärken, und noch mehr Theologinnen und Theologen kommen ohne Kontakt mit Kirchenmusik und Kirchenlied ins Pfarramt – schlechteste Voraussetzung für die Zusammenarbeit mit Kirchenmusikern und Kirchenmusikerinnen. Wenn es zudem auf musikalischer Seite zunehmend Brauch wird, Pianistinnen und Pianisten zu beschäftigen, die ein bisschen Orgel spielen, aber über keine spezifische kirchenmusikalische Ausbildung verfügen, droht der künstlerisch wie theologisch verantworteten Kirchenmusikpraxis der Zusammenbruch. Damit würde sich die Kirche noch mehr als ohnehin schon aus der anspruchsvollen Kultur verabschieden und in der gesellschaftlichen Irrelevanz verschwinden, aufgerieben zwischen säkularer Kultur und plattem Fundamentalismus.

Statt des Abbaus wäre ein Ausbau des Faches denkbar, wenn auch zugegebenermaßen nicht realistisch, gewesen. Ich habe nämlich ein Gedankenexperiment angestellt, das in Aufsatzform in der Festschrift zur Pensionierung von Jan R. Luth in Groningen erscheinen wird. Sein hymnologischer Lehrauftrag, der einzige dieses Umfangs in Mitteleuropa, wird ersatzlos gestrichen. Da habe ich spaßeshalber ein Theologiestudium skizziert, das als grundlegenden Einstieg eine umfangreiche hymnologische Veranstaltung enthält. Ich referiere hier diesen – sehr hypothetischen – Vorschlag:

Für das Alte Testament wählt man beispielsweise eine Nachdichtung von Psalm 105 aus, etwa «Nun danket Gott, erhebt und preiset» (RG 66), vergleicht sie nach Struktur und Aussage mit der biblischen Vorlage und zeigt an diesem Geschichtspsalme auch gleich die inneralttestamentarische Rezeption und Traditionsbildung, die Funktion der «Ursprungsgeschichten» für Selbstverständnis und Gottesbild Israels.

Fürs Neue Testament kann ein Osterlied zum Ausgangspunkt genommen werden, am besten eines, das erzählerische Elemente aus den Evangelien aufnimmt wie «Gelobt sei Gott im höchsten Thron» (RG 466). Daran wird deutlich, wie sich die Ostererfahrungen der Urgemeinde in unterschiedlichen Erzählungen kristallisiert haben und im Lied zu einer Art Super-Erzählung zusammengefügt werden. Die literarische Gattung «Evangelium» ist so kenntlich

zu machen als Glaubenszeugnis der frühen Gemeinde, durch das sich die unterschiedlichen «Wahrnehmungsgestalten» Jesu als des Christus geformt und auskristallisiert haben.¹⁶

Für einen Einstieg in historische Theologie steht man vor der Qual der Wahl. Praktisch jede Epoche oder jedes kirchengeschichtliche Phänomen hat seinen Niederschlag – direkt oder indirekt – im Kirchenlied gehabt. So könnte man beispielsweise mit «Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ» (RG 791) beginnen und an dem dort sich manifestierenden Krisenbewusstsein die Zeit des Konfessionalismus um 1600 plastisch darstellen. Luthers Lieder würden selbstverständlich dazugehören und einen Einstieg in die Reflexion der Reformations-epoche bieten. Mit der Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte von «Ein feste Burg ist unser Gott» könnte ein rascher Längsschnitt durch die Epochen illustriert werden.

Systematik bzw. Dogmatik würde ich mit Luthers Erweiterung der Weihnachtsleise «Gelobet seist du, Jesu Christ» beginnen. Die symmetrische Anlage des Textes mit der Symmetrieachse in der mittleren (dritten von fünf) Zeile der mittleren (vierten von sieben) Strophe und dort dem mittleren (vierten von sieben) Wort («Es leucht' wohl *mitten* in der Nacht») stellt in der ersten Hälfte die Person Christi dar und setzt sie in der zweiten Hälfte in Beziehung zu seinem Werk. Christologie wird in die Soteriologie weitergeführt, das entscheidende «pro nobis / für uns» dominiert diese zweite Liedhälfte. Die zahlreichen intertextuellen Bezüge zur theologischen Tradition, besonders zum nizänokonstantinopolitanischen Credo geben Stoff für detaillierte Information.

Auf aktuelle Fragen der Gotteserkenntnis und des Glaubensbegriffs führt das bereits erwähnte «Manchmal kennen wir Gottes Willen» von Kurt Marti und Arnim Juhre (RG 832).

Das ethische Grundproblem, wie sich menschliches Handeln zum Handeln Gottes verhält, kann von einem Lied des neueren Repertoires aus angegangen werden, etwa Kurt Grahl's «Wenn das Brot, das wir teilen, als Rose blüht».¹⁷ Auf die Nennung dessen, was wir tun können und tun sollen, folgt jeweils die Zeile «dann hat Gott unter uns schon sein Haus gebaut». Gottes Handeln geht dem unsrigen voraus, aber wir erkennen es daran, dass es sich im menschlichen Handeln manifestiert.

Liturgik ließe sich beginnen mit Liedern und Gesängen, die bestimmten gottesdienstlichen Situationen zugeordnet sind: der Eröffnung, dem Kyrie, dem Schlussegens in seinen verschiedenen Ausprägungen und viele andere mehr. Ein guter Einstieg wäre der Vergleich eines alten mit einem neueren Abendmahlslied; da zeigt sich die Verschiebung der Akzente von Heilsvermittlung und individueller Sündenvergebung zu den Motiven von Gemeinschaft, Umgang mit den Schöpfungsgaben, Teilen und Solidarität. Zur Liturgik gehört auch die Diskussion einer gefeierten «Theologia prima», die sich in Liedern,

¹⁶ Zum Begriff vgl. Klaus-Peter Jörns: Notwendige Abschiede. Auf dem Weg zu einem glaubwürdigen Christentum. Gütersloh 2004, S. 120-138.

¹⁷ Text: Claus-Peter März 1981, Melodie: Kurt Grahl (1981) 1985. rise up plus Nr. 100.

Gebetstexten, Musik, Poesie und anderen Künsten ausdrückt und die geprägten Formen der jeweiligen aktualisierenden Rezeption aussetzt.

Für die Katechetik würde ich ein typisches Kinderlied wählen und es vergleichen mit einem der bekannten «Klassiker». Zu diskutieren wäre dann die Nachhaltigkeit der Katechese: Lernen die Kinder etwas, das sie ins Erwachsenenalter mitnehmen können, das sie nicht mit ihrer Kindheit zurücklassen?

Soviel zu einer Einführungsveranstaltung. Man könnte Hymnologie auch am Ende des Studiums als umfassendes Testfeld einsetzen. Anhand von Liedern und ihrem Verhältnis zu biblischen Texten müssten sich exegetische, historische, systematische, liturgiesystematische und liturgiepraktische Fähigkeiten und Kenntnisse beweisen; dazu kämen interdisziplinäre Fragen auf sprachlicher und literarischer sowie auf musikalischer Ebene. Der Umgang mit Kirchenlied und Gesangbuch würde so zum Prüfstein für eine umfassende und qualifizierte theologische Ausbildung. Wenn das Gesangbuch so etwas wie die Brücke bildet zwischen den Generationen, zwischen akademischer Theologie und gelebter Frömmigkeit, zwischen biblischer und theologischer Tradition und der heutigen Lebenswirklichkeit, zwischen Theologie und anderen Fachgebieten, dann kann im Grunde niemand für sich in Anspruch nehmen, Theologe bzw. Theologin zu sein, der auf diesem Gebiet im Studium wenig oder nichts getan hat.

Postludium: «durch einen Spiegel»

Mit Bildern habe ich begonnen, mit Musik will ich schließen. Johannes Brahms hat in seinen späten Jahren die «Vier ernsten Gesänge» komponiert, für Solostimme und Klavier. Die ersten drei beruhen auf tief pessimistischen Texten aus der alttestamentlichen Weisheit:

- Der erste beginnt: «Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dieses stirbt, so stirbet er auch.» (Qoh 3,19-22)
- Der zweite beginnt: «Ich wandte mich und sahe an alle, die Unrecht leiden unter der Sonne» und fährt im zweiten Teil fort: «Da lobte ich die Toten, die schon gestorben waren». (Qoh 4,1-3)
- Der dritte lässt auf den Anfang «O Tod, wie bitter bist du ...» den zweiten Teil folgen mit dem geradezu ungeheuerlichen Text: «O Tod, wie wohl tust du dem Dürftigen, der da schwach und alt ist». (Sir 41,1f.)
- Der vierte schließlich singt mit 1. Kor 13 das Lob der Liebe, als des Einzigsten, das uns angesichts dieser Düsternis übrigbleibt. Aufschlussreich für unser Themenfeld ist hier der zweite Teil mit dem Text: «Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Worte, dann aber von Angesicht zu Angesichte. Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkennet bin.»

Die Textstelle mit dem «Spiegel» und dem «dunklen Worte» vertont Brahms mit einem kontinuierlichen Geflecht triolisch gebrochener Akkorde im Klavier. Gegenüber der Dramatik der ersten drei Gesänge kommt so etwas wie gelöste,

Wir se - hen jetzt durch ei - nen Spie - gel in ei - nem dunk - len

Wor - te, dann a - ber von

An - ge - sicht zu An - ge - sicht - te.

fast heitere Gelassenheit auf. Wo dann aber die Gebrochenheit irdischen Erkennens in das Schauen «von Angesicht» übergeht, bricht diese kontinuierliche Bewegung ab, die Begleitung wird fragmentarisch. Von der heiteren Gelassenheit ist nicht viel übrig, die Gebrochenheit, über die der Text hinauszuweisen versucht, taucht in der Musik wieder auf und verhindert einen bequemen «eschatologischen Deckel». Was die Sprache nur nacheinander sagen kann, bringt die Musik synchron zusammen. Die Frage bleibt offen, das Ausstehende wird greifbar, wenigstens erahnbar, steht aber weiter aus. Das Abwesende, vielleicht gar DER Abwesende wird im Klang präsent und entschwindet wieder mit dem Verklingen dieses Klangs. Übrig bleibt als einzig verlässliche Kategorie die «Liebe»: «Aber die Liebe ist die größte unter ihnen». – Oder um es mit dem von Kurt Marti gedichteten Liedtext zu sagen:¹⁸

«Der Himmel, der ist, ist nicht der Himmel, der kommt ...
 Der Himmel, der kommt, grüßt schon die Erde, die ist,
 wenn die Liebe das Leben verändert.»

¹⁸ RG 867.

Dem Dank an die Theologische Fakultät für die Gewährung der Abschiedsvorlesung schließe ich denjenigen an den Altherrenverband der Berner Singstudenten an, welcher diese Druckfassung ermöglicht hat. In globo danke ich weiter allen meinen Studentinnen und Studenten an den Universitäten Bern, Basel, Zürich und Neuchâtel, an den Musikhochschulen Bern, Zürich, Luzern und Lausanne und an der Kunstuniversität Graz, die mich in all den Jahren meiner Lehrtätigkeit immer wieder zur hymnologischen, liturgischen und theologischen Diskussion und Reflexion herausgefordert haben.